Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858
(1855) Unterhaltungsblatt

33 (17.8.1855) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Visual Library

Unterhaltungs-Blatt des Schwarzwälder Boten.

№ 33. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 17. August 1855.

Die Salmandinger Kapelle.
(Fortsezung.)

VII.

„Wo steckt Ihr denn?" rief der Pfalzgraf seinem Geheimschreiber entgegen. „Ich ließ Euch ja im ganzen Schlosse suchen! Wenn man Einen am nöthigsten hat, so hat ihn der Teufel gewiß weit weg. Da lest einmal diese Briefe. Der Teufel komme aus den Buchstaben. Da soll ich mir mein eigenes Unglück noch am Ende selbst zusammenreimen und vorlesen."

Der Geheimschreiber machte sich sogleich an's Geschäft. Er las die Depeschen laut, und bei jeder neuen Nachricht stampfte der Pfalzgraf mit dem Fuße, daß der Boden erdröhnte.

„Schlimme Nachrichten," sagte endlich der Geheimschreiber, den Pfalzgrafen mit einem lauernden Blicke beobachtend.

„Schlimme Nachrichten?" wüthete der Pfalzgraf. „Das sagt Ihr nur so kalt und ruhig hin, als ob höchstens ein Haus eingestürzt oder ein Dienstknecht ersoffen wäre? Mein Schloß Kellmünz zerstört! Der Teufel hole die ganze Besazung, die sich kaum acht Tage hielt. Mein gutes Schloß von Grund aus zerstört!"

Der Pfalzgraf ging voll Grimms im Zimmer auf und nieder, indem er manchmal unter heftigen Ausrufungen stehen blieb.

„Und jezt steht der alte Welf bereits vor Hildrizhausen!" fuhr Herra in dem vorigen kalten Tone fort.

„Wollt Ihr mich zum Wahnsinn bringen?" rief schäumend der Pfalzgraf. „Der Berthold von Zähringen hat nicht Unrecht gehabt. Kaum ist der alte Welf im Lande, so zeigt er auch die alten Wolfstazen, aber ich will ihm eines auf die Taze geben. — Hier kann nur von zweierlei die Rede seyn," fuhr er nach einer Weile mit überlegterem Tone fort, „entweder Krieg wider Krieg oder Frieden um den Preis der Gefangenen. Mit dem Kriege kann's nicht so schnell gehen, denn der Herzog Friederich ist in Rothenburg und der Graf von Württemberg auf seinem Schlosse. Meine Vasallen sind zerstreut, und wären sie es auch nicht, mit ihnen allein kann ich es mit dem alten Welf nicht aufnehmen. Aber Frieden? Die Gefangenen herausgeben? Ohne Gewinn und Vortheil? Nur unter Einer Bedingung kann dieß seyn, und ob diese Bedingung erfüllt wird, das sollen wir bald sehen."

Rasch befahl er einem Diener, seinen Sohn Hugo zu rufen, und vielleicht eine Stunde blieb er mit diesem und dem Geheimschreiber eingeschlossen in lauter, heftiger Berathung. Kurz darauf sah man Lezteren den Zimmern zueilen, welche die Gräfin Ida von Salmandingen mit ihrer Edeldame inne hatte.

Die beiden Frauen saßen im Erker ihres Zimmers, als der Geheimschreiber bei ihnen eintrat. Die weibliche Arbeit, die sie unter den Händen hatten, schien nicht recht von Statten gehen zu wollen, denn trübe Gedanken erfüllten die Gräfin von Salmandingen und ihre Gesellschafterin. Noch immer war ja in ihrem Schicksale keine Veränderung vorgegangen, noch immer waren sie Gefangene auf Schloß Tübingen, wenn auch nicht als solche behandelt! Der Troz der Gräfin war etwas herabgestimmt, und nicht selten vereinigten sich ihre Thränen mit denen der sanften Bertha. Nur der von dem Grafen von Württemberg zurückgelassene Knecht gewährte ihnen manchmal eine Aufheiterung, denn er mußte von seinem neuen Herrn erzählen. Der Knecht ward auch nicht müde, desselben Lob ertönen zu lassen, denn der Graf hatte den jungen Kriegsknecht stets liebreich behandelt und ihn mehr als einen Schildknappen, denn einen Knecht behandelt. Besuche empfingen sie wenig. Der alte Pfalzgraf Hugo war zu viel mit kriegerischen Anordnungen beschäftigt, als daß es ihm Unterhaltung gemacht hätte, jungen Damen zu hofiren. Nur der junge Hugo erschien öfter, ward aber fast nie vorgelassen, denn die Gräfin von Salmandingen schien ihn seit ihrem lezten Gespräche mit dem Grafen von Württemberg aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten und kein Gefallen mehr an seinem Lautenspiel zu haben. Auch wurde der junge Graf in der lezten Zeit von seinem Vater zu sehr in Anspruch genommen, als daß er alle Tage ein paar Stunden den Damen hätte widmen können. Die Frauen waren erstaunt, als der Geheimschreiber unversehens bei ihnen eintrat. Die Gräfin von Salmandingen trat ihm stolz entgegen und ihre Züge konnten die Verwunderung über diesen Besuch nicht unterdrücken. „Wahrscheinlich erscheint Ihr hier im Auftrage des Pfalzgrafen, dem Ihr dienet," sagte sie.

„Ihr habt's errathen, edle Frau," war des Geheimschreibers gemessene Gegenrede. „Allein mein Auftrag geht an Euch allein."

Ein Blick auf Bertha von Moringen vervollständigte seine Rede; das Fräulein erhob sich, um das Zimmer zu verlassen, aber ihre Freundin und Gebieterin winkte ihr, da zu bleiben.

„Sprecht immerhin, Herr Geheimschreiber," sprach sie, „meine Freundin Bertha und ich haben keine Geheimnisse voreinander, und wenn Ihr Euch Eures Auftrages nicht in ihrer Gegenwart entledigen könnt, so laßt ihn lieber ganz unterwegen."

„Wie Ihr befehlt," erwiederte der Geheimschreiber; „aber mein Auftrag ist von so wichtiger Natur, daß ich gerne wünschte, Ihr möchtet mich ruhig anhören, und wohl bedenken, daß nicht ich es bin, der zu Euch spricht, sondern der Pfalzgraf Hugo von Tübingen."

Die Gräfin winkte ihm, fortzufahren.

„Es kann Euch nicht entgangen seyn, hohe Frau," sprach er in langsamen gewählten Worten, „daß der Sohn des erlauchten Herrn und Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, der junge Graf Hugo, Euch mit mehr Dienstbeflissenheit ergeben ist, als die gewöhnliche Courtoisie gegen edle Frauen erfordert. Ja, es geschah hauptsächlich auf des jungen Grafen Antrieb, daß Ihr und Eure Gefährtinnen hier im Schlosse mehr als Herinnen behandelt werdet, denn als Gefangene, denn der Pfalzgraf selbst ist ein heftiger Mann, der eher mit dem Schwerte umzugehen weiß, als mit sanften Worten, wie sie die Gesellschaft edler Frauen verlangt. Der junge Graf ist Euch mit inniger Liebe zugethan, und nur seine Schüchternheit ist daran Schuld, daß er es Euch nicht selbst schon gestanden hat, wie er nichts sehnlicher wünscht, als Euch als seine eheliche Hausfrau heimzuführen. Fahret nicht auf, edle Frau," fuhr er fort, als die Gräfin eine heftige Bewegung machte, „ich bin noch nicht zu Ende. Der junge Graf Hugo ist ein ritterlicher Jüngling und möchte durch Liebe erwerben, was er vielleicht mit Gewalt ertrozen könnte. Unterbrecht mich nicht, edle Gräfin, Ihr kennt den alten Pfalzgrafen noch nicht, wenn Ihr glaubt, er würde Eurer verschonen, sobald Ihr seine Plane durchkreuzt. Ihr seid reich, vielleicht die reichste Erbin im Herzogthum Schwaben; der Pfalzgraf ist es nicht minder, und durch die Vereinigung

Euerer Besitzungen mit den seinigen dürfte das Haus Tübingen bald das mächtigste im Lande seyn. Doch glaubt nicht, daß der junge Graf auch also denke. Er ist Euch mit reiner Minne zugethan, und wenn Ihr auch das ärmste adeliche Fräulein wäret, er würde Euch mit derselben Freude heimführen, denn jezt, da Ihr der reichsten Eine seid. Im Auftrage der beiden Grafen bin ich hier, um für den jungen Hugo um Eure Hand zu werben."

Hoch erröthend erhob sich die Gräfin. „Das war es also?" erwiederte sie, indem ihre Augen leuchteten. „Deßwegen ward ich als Freundin des Hauses behandelt, damit man meine Güter erwerbe? Nun so saget denen, die Euch gesandt..."

„Höret mich, edle Frau," unterbrach der Geheimschreiber die Heftige. „Hört mich ruhig an, denn Niemand kann es besser mit Euch meinen, als ich, ob Ihr mich gleich nicht also achtet. Eure Heftigkeit könnte Euch größern Schaden zufügen, als Ihr vermeint; denn, glaubt mir, der Pfalzgraf weiß sich in seinem Zorne nicht zu bemeistern, und leicht könnte Euch ein Gefängniß zu Theil werden, statt der Zimmer, die Ihr jezt bewohnt. Bedenket auch, daß nur Eure Schuld es ist, wenn der Krieg noch länger fortdauert, und jezt in seiner alten Wuth von Neuem wieder ausbricht. So bald Ihr Euch entschließt, dem Grafen Hugo Eure Hand zu reichen, so bald wird auch der Friede geschlossen. Unter dieser Bedingung will der Pfalzgraf alle anderen Gefangenen frei und ledig geben, ohne Lösegeld und Ersaz."

Die Gräfin hatte der Rede des Geheimschreibers mit immer mehr steigender Unruhe zugehört.

„Seid Ihr nun zu Ende?" rief sie heftig. „Wahrhaftig, Ihr habt ein schönes Geschäft übernommen; das Kupplerhandwerk steht Euch recht gut an. Aber meint Ihr etwa, die Gräfin von Salmandingen lasse sich wie eine Waare verhandeln? Ihr könntet Euch bitter täuschen. Sagt den beiden Grafen Hugo, daß ich nie und nimmermehr dem Sohne des Pfalzgrafen meine Hand reichen werde. Mögen sie immerhin mit mir beginnen, was in ihrer Gewalt steht, mögen sie mich in's Gefängniß werfen oder mir sonst eine Unbill anthun, mein Entschluß bleibt fest und unwandelbar. Ja, selbst wenn ich als freie Edeldame dem Grafen Hugo meine Hand gereicht hätte, nie würde es jezt geschehen, da man meine Gefangenschaft zu benuzen sucht, um mich zu zwingen. Aber nun ist Euer Geschäft zu Ende. Entfernt Euch."

Erschöpft schwieg sie. Ihr ganzer Körper zitterte vor heftiger Bewegung. Theilnehmend näherte sich ihr Bertha von Moringen.

Aber noch immer entfernte sich der Geheimschreiber nicht. Sein Gesicht, seine ganze Haltung war verändert. Hatte er früher in einem unterwürfigen Tone gesprochen, wie wenn, was er sagte, gegen seine eigene Ueberzeugung wäre und er die Gräfin für Etwas gewinnen wollte, für das er selbst nicht war, so stand er nun aufrecht und wie freudig verwundert über das Benehmen der Gräfin.

„Ich bewundere Euch, edle Frau," sagte er beredt, „Ihr habt einen solch' hochherzigen Sinn, daß man glauben sollte, eines Mannes Brust sei Euch zu eigen geworden. Nie war eine Antwort würdiger und mir mehr aus der Seele gesprochen, als die Eurige."

„Ihr seid noch hier, Geheimschreiber?" erwiederte die Gräfin, sich nach ihm umwendend; „habt Ihr meinen Befehl nicht vernommen? Wie aber," fuhr sie fort, indem sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete, „wie mögt Ihr jezt in so veränderter Weise sprechen, da Ihr noch so eben für des Pfalzgrafen Sohn Euere Worte vergeudetet!"

„Was ich sagte," entgegnete der Geheimschreiber, und seine Sprache suchte jenen ehrlichen Ton anzunehmen, der die Herzen der Redlichen stets gewinnt, „geschah im Auftrage meines Gebieters. Konntet Ihr glauben, daß meine Ueberzeugung dieselbe sei? Oder solltet Ihr vergessen haben, daß ich auf der Partei der Welfen bin, denen Gott Sieg verleihen möge? Wohl wußte ich, daß die Verlobte des Herzogs Welf keine andere Antwort geben würde, als die ich so eben von Euch vernommen."

Mit tief verachtendem Blick betrachtete ihn die Gräfin, und so gewandt er auch in der Selbstüberwindung war, so vermochte er doch diesen Blick nicht zu ertragen.

„Ihr fragt, ob ich vergessen habe, wer Ihr seid?" sprach die Gräfin nach einer kleinen Pause mit Nachdruck. „So wenig habe ich das vergessen, daß ich Euch vielmehr für den schlimmsten Bösewicht halte, welchen die Erde je hervorgebracht. Ihr seid ein schurkischer Verräther am Pfalzgrafen so gut, als an dem Herzoge Welf. Doch nimmermehr wagt es zu sagen, daß der Herzog mein Verlobter sei. Er war es; aber ein Schwächling, der nicht einmal die Kraft hat, seine Braut aus des Feindes Macht zu befreien, verdient nicht, in Gemeinschaft mit der Gräfin von Salmandingen genannt zu werden."

Der Geheimschreiber ward bleich vor Zorn, aber er unterdrückte ihn.

„Der Unwille macht Euch ungerecht," sprach er; „ungerecht gegen mich und den Herzog. Oder sollte vielleicht," fuhr er mit bösem Lächeln fort, „ein Anderer Euer stolzes Herz gewonnen haben? Sollte vielleicht der Graf von Württemberg...."

„Entweiht diesen Namen nicht," rief jezt die Gräfin, auf's Aeusserste gebracht. „In Euerm Munde wird auch das Heiligste zum Schlechten. Entfernt Euch, und wagt Ihr es, noch ein einzig Wort zu sagen, so wahr mir Gott helfe, so soll der Pfalzgraf in einem Augenblick erfahren, welche Schlange er an seinem Busen nährt!"

„Euer Wille soll geschehen," entgegnete vor Wuth erbebend der Geheimschreiber. „Bereut es nie, einen Freund also mißkannt zu haben."

Rasch erhob er sich, und im Aufstehen, wie unversehens, entfiel ihm ein Pergamentstreifen, den er nicht zu bemerken schien. „Verderben über sie," murmelte er im Abgehen zwischen den Zähnen. „Aber sie müßte kein Weib seyn, ginge sie nicht in die Falle. Die Schmach, die sie mir angethan, soll ihr dreifach vergolten werden. Doch nun rasch zum Pfalzgrafen, damit sie mir nicht zuvorkomme." —

Lange Zeit brauchte die Gräfin, bis sie sich gefaßt hatte. Bertha von Moringen näherte sich ihr mit zärtlichem Blicke, und in den Armen der Freundschaft erholte sich das gepeinigte Herz. Ein Strom von Thränen erleichterte die heftig bewegte Brust, und wehmüthig blickte nun das Auge, das kaum noch vor Zorn geblizt hatte.

„Wie konntest du dich nur von dem bösen Menschen so sehr in Harnisch bringen lassen?" fragte die sanfte Bertha mit liebevollem Blicke.

„Du weißt es nicht, wie sehr er mich gereizt hat," erwiederte noch in Thränen die Gräfin; „doch dir," fuhr sie nach einem Augenblicke Nachdenkens fort, „dir, meiner einzigen Freundin, warum sollte ich es dir nicht gestehen? Ich liebe ihn, liebe ihn mehr, als alles auf der Welt. Jezt erst, seit ich ihn näher kennen lernte, jezt, seit ich weiß, wie er nicht bloß so tapfer, als schön, nicht bloß so ritterlich, als galant, sondern auch so edelmüthig, als nur ein Ritter der Christenheit ist, jezt erst weiß ich, daß ich nur ihn lieben kann."

Der Gräfin Wangen glühten, als sie diese Worte gesprochen hatte. Sie verbarg ihr Gesicht an dem Busen der Freundin.

„Wen meinst du, liebe Ida?" fragte Bertha, fast erschreckt von der wiederkehrenden Heftigkeit der Gräfin.

„Es ist derselbe Ritter, den ich auf dem Tourniere zu Köln gesehen; es ist der Graf von Württemberg," erwiederte kaum hörbar die Gräfin.

„Um Gott!" rief nun wirklich erschreckt das Fräulein von Moringen. „Der Graf ist ja Gatte und Vater. Nein, es kann nicht seyn. Widerrufe, meine Ida. Diese Liebe ist ein Verbrechen vor Gott und den Menschen.

Jezt richtete sich die Gräfin von Salmandingen hoch auf.

Ihr Stolz kehrte wieder. „Ein Verbrechen?" sagte sie mit fester Stimme. „Wer kann dem Herzen gebieten? Will ich denn den Grafen besitzen? Wohl weiß ich, daß eine Andere Rechte auf ihn hat, und nie soll der Graf erfahren, daß die arme Ida in Liebe um ihn vergeht."

Schweigend umarmten die beiden Frauen einander. Nach einer Pause kehrte die Besonnenheit wieder.

„Es muß anders werden," sagte die Gräfin entschlossen. „Wir müssen fort von hier, wir müssen entfliehen. Und doch wie ist dieß möglich? Könnten wir nur den Kaiser von unserer Lage benachrichtigen! Er soll wiedergekehrt seyn von seinem italischen Zuge, aber wer würde die Botschaft übernehmen?"

„Könntet Ihr nicht den Christian...?" erwiederte stockend das Fräulein von Moringen, indem sie leicht erröthete.

„Du hast Recht," entgegnete die Gräfin mit einem sanften Lächeln. „Der Bursche ist treu wie Gold und so tapfer, als wäre er ein Edelgeborener." Jezt fiel ihr Blick auf den Pergamentstreifen, der dem Geheimschreiber entfallen war.

„Was ist das?" rief sie, das Blatt schnell überfliegend. „Ha! der Rettungsweg ist gefunden. Wir brauchen nicht so weit zu gehen, als wir geglaubt."

Das Papier enthielt nur wenige Zeilen. „Gnädigster Herr und Herzog!" hieß es darin. „Ich werde Eure Befehle in's Werk zu sezen suchen. Noch heute spreche ich mit der edlen Gräfin. Morgen ist das Fest der heiligen Genofeva. Die ganze Umgegend wallfahrtet an diesem Tage auf die Kapelle von Wurmlingen. Gehen die Frauen auf meinen Vorschlag ein, so ist dort die beste Gelegenheit, zu entkommen, und der Pfalzgraf wähnt, sie seien entführt worden." Hier endete der Brief, der offenbar nicht vollendet war.

„Ein Fingerzeig Gottes!" rief Ida freudig. „Es ist dieß unstreitig ein Brief des falschen Herra an den Herzog Welf, und nur deßwegen rückte er nicht mit seinem Plane heraus, weil ich erklärte, des Herzogs Verlobte nicht mehr zu seyn. Hat er den Plan aufgegeben, so vollführen wir ihn allein. Bei der heiligen Veronica, es muß gehen. Wir entfliehen auf das Schloß des Grafen Emich. Seine Gattin," fuhr sie erröthend fort, „wird uns in ihren Schuz nehmen, bis der Kaiser unser Schicksal entscheidet."

Ohne auf eine Antwort von dem Fräulein von Moringen zu warten, rief sie dem Knechte Christian.

„Kennst du hier herum die Wege und Stege genau?" fragte sie schnell.

„Jeden Fußpfad, gnädigste Gräfin," war die Antwort.

„Gut, du mußt uns führen," fuhr die Gräfin fort, indem sie schnell ihren Plan entwarf. Der Kriegsknecht war mit Freuden zu Allem bereit.

„Gelingt es uns," schloß die Gräfin ihre Rede, „entkommen wir glücklich auf das Schloß des Grafen von Württemberg, so sollst du an mich denken. Ich kenne deine Gedanken, du treuer Bursche, und wenn ich dir für jezt nicht mehr sage, so darfst du doch so viel wissen, daß schon mancher zum Ritter geschlagen wurde, der weniger tapfer und treu war, als du."

Noch an demselbigen Tage ließ Ida von Salmandingen dem Pfalzgrafen von Tübingen wissen, daß sie am folgenden Morgen nach der Kapelle von Wurmlingen wallfahrten wolle, um allda in frommem Gebet zu erfahren, ob sie seinen Wünschen Gehör geben solle oder nicht. Der Pfalzgraf aber lachte bitter, als er diese Nachricht vernahm, und der Geheimschreiber flüsterte ihm einige Worte zu, die wohl nicht sehr ergözlicher Natur seyn mochten, denn die Miene des Pfalzgrafen ward noch finsterer, als zuvor. Doch legte er der Wallfahrt der Gräfin und ihrer Freundin kein Hinderniß in den Weg.

(Fortsezung folgt.)

Ein Mittagsbrod in Paris für fünf Centimen.

Ein in Paris lebender Deutscher schreibt uns Folgendes: Kürzlich verlor ich mich in eines der krummen, häßlichen und schmuzigen Gäßchen des Fouhourg St. Marceau, woran diese Vorstadt überreich ist. Die verpestete Atmosphäre war nahe daran, mich zu vertreiben, als mein Blick auf ein elendes Haus mit verfallenen Mauern, Fenstern meist ohne Scheiben, und einer zerbrochenen Thür fiel, über welcher ich die voranstehende Aufschrift las, die meine Neugierde reizte. Anfänglich ward es mir schwer, diese Worte zu entziffern, allein mit dem Jargon des Volkes schon etwas vertraut, buchstabirte ich mir den Saz zusammen: Au hasard de la fourchette, diner a cinq centimes.

Ein Mittagbrod in Paris für fünf Centimen war auffallend genug, besonders aber wollte ich wissen, was der Zufall mit der Gabel dabei für ein Spiel treibt. Rasch entschlossen, überschritt ich die Schwelle des billigen Restaurants, gewahrte aber in dem Speisezimmer weder gedeckte Tische, noch fliegende Garçons, oder kommende Gäste — mit einem Worte Nichts, was mit der gewöhnlichen Physiognomie einer Restauration Aehnlichkeit hat. In einer Nische befand sich ein Auftritt, zu dem zwei Stufen hinanführten, und dort brodelte ein gewaltiger Kessel von ungewöhnlichen Dimensionen. Er war bis zum Rande mit einer schwarzen Flüssigkeit gefüllt, bei der man eher an alles Andere, als an die Sauce einer Gibelotte denken konnte, worin doch, der Angabe nach, der Inhalt bestehen sollte. Eine unheimliche Alte, deren Anblick lebhaft zu dem Vergleich mit einem Hexengebräu aufforderte, saß daneben und rührte zuweilen in der Mischung. Ich fand für gut, es abzuwarten, wie die Zurüstungen zu diesem Diner sich gestalten würden, durfte mich aber zum Glück nicht lange gedulden. Ein Blousenmann trat ein, bestieg die Erhöhung, legte der Wirthin fünf Centimen hin, und empfing dagegen von ihr eine riesige Gabel. Auf gut Glück stieß er diese in den Kessel, zog sie nach einigen Augenblicken wieder heraus, doch — leider war sie leer. Auf's Neue gab er fünf Centimen, wiederholt den Versuch, wiewohl mit nicht besserem Glück, und verließ mit einem undeutlichen Fluch das Zimmer. Jezt begriff ich; es war ein Lotto, worin gegen den Einsaz von fünf Centiment ein Mittagbrod gewonnen werden konnte. Um das Verhältniß der Treffer zu den Nieten zu prüfen, näherte ich mich dem verhängnißvollen Kessel, zahlte den Einsaz, und brachte die leere Gabel, wie mein Vorgänger, heraus. Siebzehn Mal erneuerte ich das Spiel und immer vergeblich; endlich zum achtzehnten Mal blieb eine undeutliche Fleischmasse an den Zinken hängen, welche die Wirthin für ein halbes Kaninchen erklärte. Ich erhielt nun dazu einen Teller, Sauce und Brod; zu dem heroischen Entschlusse, meinen Gewinn zu verzehren, konnte ich mich jedoch nicht erheben. Ich überließ denselben einem Arbeiter, der nach mir den Stoß mit der Gabel gethan, und eine Niete gezogen hatte. Eine Weile ergözte ich mich noch an dem Anblick der armen hungrigen Thoren, die ziemlich zahlreich zuströmten, um ihre Centimen zu vergeuden, und wie der Marder von dem verschlossenen Taubenschlage abzuziehen; dann ergriff ich meinen Hut, und sagte zu mir im Weggehen: Wenn ich noch einmal hierher komme und im Kessel fische, so will ich verurtheilt seyn, meinen Gewinn zu verschlucken. Der Wirtshausspeculationen giebt es in Deutschland wohl auch mancherlei, aber bis zu dem Raffinement des Hasard de la fourchette haben es meine Landsleute doch noch nicht gebracht. G. W. (N. Z.)

Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen.
(Fortsezung.)

43. Besehen wir uns einmal ein Gehirn.

Nach all' dem Gesagten sollte man wirklich meinen, es müßte das Gehirn eines Thieres mit all' seinen Nervenzweigen, etwas von dem tiefen Geheimniß des Lebens an sich erspähen lassen, wenn man es bloßgelegt vor das Auge des denkenden Menschen bringt. Leider aber ist dies durchaus nicht der Fall.

Man kann mit vollem Rechte sagen, daß der Naturforscher

vor keinem sonstigen Leibestheil so unwissend oder, bescheiden gesagt, so dumm dasteht, wie vor einem Gehirn.

An dem Herzen eines Thieres kann man die sinnreiche Einrichtung dieser vorzüglichen Saug- und DrucPumpe leicht nachweisen; man versteht seinen Bau, man begreift die Beschaffenheit, die Aufgabe seiner einzelnen Abtheilungen, seine Ventile, man ist im Stande, seine Thätigkeit sich klar zu machen und selbst in Einzelnheiten zu erläutern. Lunge, Magen, Darm und sonstige innere Werkzeuge sind nicht nur in ihren wesentlichen Verrichtungen von der Naturwissenschaft erforscht, sondern man vermag auch ihre besondere Beschaffenheit und Eigenthümlichkeiten gründlich zu erklären. Selbst das Auge und dessen sinnreiche Einrichtung ist vollständig begreiflich und läßt nur noch sehr untergeordnete Einzelnheiten unerklärt oder zweifelhaft. Im Bau des Ohres, hauptsächlich seiner innern Werkzeuge ist noch Manches nicht sicher zu erklären; aber im Ganzen ist man über dasselbe im Klaren. Nur vor einem Gehirn, und wäre es selbst das einer recht dummen Gans, steht der Naturforscher wie vor einem verschlossenen Räthsel und folgt nur den schwachen Spuren der Erklärungen, welche bisherige unzählige Versuche ermittelt haben.

Wer aber glaubt, daß das weit ausgebildetere Gehirn eines Menschen etwas mehr von der geistvollen Einrichtung desselben verrathen müßte, ist im Irrthum. Wer vor sich ein Gehirn eines Menschen hat und die tiefsten Gefühle von sich abschüttelt, welche seine Gebeine schaudern machen, der wird selbst unter Anleitung des gelehrtesten Naturforschers immer wiederum in unwillkürliches Sinnen versinken und troz der augenscheinlichsten Beweise des Zweifels sich nicht erwehren können, daß auch in seinem Kopfe ein solches sonderbares Gebilde seinen Siz hat, und dies es ist, welches das Regiment führt über Sinnen, Trachten, Lust, Liebe, Leben, Thun, Lassen, Wollen, Streben, Begehren, Empfinden und Bewußtwerden seines lieben Ichs. —

Die Naturwissenschaft hat freilich bereits tücht'ge Fortschritte in der Kenntniß des Baues, der Ausbildung und der Bestimmung einzelner Theile des Gehirns gemacht, aber es ist und blieb bisher doch noch immer ein Räthsel, das in seinen Hauptsachen nicht einmal aufgelöst ist. Man weiß von wesentlichen einzelnen Theilen des Gehirns, welche Geschäfte sie im Körper zu versorgen haben; aber wie, wodurch, in welcher Weise sie dies thun, hierüber herrscht selbst jezt noch tiefes Dunkel, nachdem man des einen Resultats einigermaßen sicher ist, daß die Elektrizität hierbei eine Rolle spielen mag.

Sehen wir uns einmal ein Menschengehirn an, oder richtiger: versuchen wir, ob wir hier im Stande sind, ein ungefähres Bild davon durch eine Beschreibung zu geben; wir wollen dann in aller Kürze die wesentlichsten Resultate vorführen, welche die neuere Wissenschaft durch unzählige Untersuchungen an GehirnKranken und durch Versuche mit Thieren bereits gewonnen hat.

Ein Menschengehirn ist verhältnißmäßig sehr groß. Wenn man es vor sich hat, so sieht man eine weiß-graue große Masse, von der man im gewöhnlichen Leben nicht glauben sollte, daß man sie im Schädel mit sich herumschleppte. Die Masse ist so groß, daß man merkt, sie müsse den ganzen Vorder- und Hinterkopf von den Augenbrauen bis zu der NackenGrube ausfüllen, was auch richtig der Fall ist. —

Bei näherer Betrachtung dieser Masse, die von aussen auch die Form eines Schädels hat, ergiebt es sich, daß man sie naturgemäß in verschiedene Theile sondern kann, obgleich sie im Ganzen eine zusammengewachsene Masse bildet.

Vor allem bemerkt man, daß das Gehirn durch einen Spalt wie in zwei Hälften gesondert ist. Der Spalt geht von der Stirngegend nach dem Hinterkopf zu, so daß die Hirnkugel in eine rechte und eine linke Halbkugel getheilt erscheint. Allein dieser Spalt ist nur vorn an der Stirngegend tief genug, um wirklich hier die Halbkugeln von einander zu sondern, weiter nach oben zu wird der Spalt weniger tief und man überzeugt sich leicht, daß die zwei Halbkugeln hier zwar oberflächlich gespalten, aber in der Tiefe mit einander verwachsen sind. Weiter nach hinten, also zum Hinterkopf zu wird der Spalt wieder tiefer, und bildet ungefähr so wie vorn wiederum zwei entschiedener getrennte Hälften.

Diese zwei Halbkugeln nennt man zusammen das große Gehirn; denn sowie man sich die hintere Seite näher besieht, merkt man, daß ungefähr dort am Hinterkopf, in der Gegend, wo sich die Damen den Zopf zusammenbinden, ein ziemlich gesondertes Ding liegt, das man das kleine Gehirn nennt.

Der hintere Theil des großen Gehirns liegt wie eine Art Müze auf dem kleinen Gehirn. Das kleine Gehirn ist kaum ein Drittel so groß wie das große. Der Farbe nach sieht es dem großen ähnlich; allein während das große Gehirn Windungen zeigt, die wie Därme aussehen, zeigt sich das kleine Gehirn in so regelmäßig gekn'ffene Furchen gestreift, daß es sich wie eine hübsch gepreßte Art MuschelSchale ansieht.

Dies ungefähr der äußere Anblick; wir wollen uns nun das Ding ein wenig inwendig und in der Tiefe ansehen.

(Fortsezung folgt.)

Miscellen.

× Nie zeichnet ein Mensch den eigenen Charakter schärfer, als in seiner Manier, einen fremden zu zeichnen.

× Ein reiner und edler Egoismus ist erforderlich, um heiter und gesund zu bleiben. Wer nicht sich selbst zu Liebe und Dank arbeitet, liebt und lebt, der ist übel d'ran. Von Außen, von Anderen, kommt selten oder nie ein reines Behagen. Alle Handlungsweisen des Menschen nähren ihre Früchte selbst, und bringen sie unausbleiblich; gute wie schlimme.

× Denke auch an Morgen, wenn Du nach Abend siehst, und wenn vor Dir eine Sonne untergeht, so wende Dich um, und sieh wieder im Morgen einen Mond aufgehen. Der Mond ist der Bürge der Sonne, wie die Hoffnung die Bürgin der Seligkeit.

× Jede Minute, Mensch, sei Dir ein volles Leben! — Verachte die Angst und den Wunsch, die Zukunft und die Vergangenheit! — Wenn der Secundenweiser Dir kein Wegweiser in ein Eden Deiner Seele wird, so wird's der Monatsweiser noch minder, den Du lebst nicht von Monat zu Monat, sondern von Secunde zu Secunde.

Räthsel.

Ein Dichter wohnend Numer 1,
In seiner engen Klause,
Erfuhr, es gebe 1 und 2,
In eines Reichen Hause.
Ach! rief er, ist's noch Numer 2,
Daß ich verfaß' ein' Numer 3,
Ein ganz vortrefflich 1, 2, 3?
So gerne wär' ich auch dabei,
Versteht sich bei dem Schmause.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:

Urlaub.
Zucker.
St.

☞ Von den Jahrgängen 1850, 1851, 1852, 1853 und 1854 des Unterhaltungs Blattes erlassen wir den broschirten Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern von 12 kr. Ebenso sind von den mit diesem Blatte ausgegebenen sechs Kriegs- und Landkarten einzelne Exemplare à 6 kr. zu erhalten. Händler erhalten bei Abnahme von 20 Exemplaren einen ansehnlichen Rabatt. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge und Karten wollen direct bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandeck (1.